

Prolog: Der rote Glasvogel

Der rote Glasvogel sitzt auf dem Bücherregal hinter mir, wo er jetzt als Erinnerung an meine Mutter lebt. Viele Jahre saß er auf dem Beistelltisch in ihrem Wohnzimmer, und nachdem sie gestorben ist, ist er zu mir gezogen. Er ist kein sentimentales Familienerbstück, denn ich weiß gar nicht, wie sie überhaupt in seinen Besitz kam. Ein dekorativer Briefbeschwerer, wie sie zu Zigtausenden in den Fünfziger- und Sechzigerjahren hergestellt wurden, als meine Eltern gerade ihren eigenen Hausstand gründeten. Es könnte sich um ein Geschenk oder um ein Souvenir von einer Italienreise handeln, das ihr irgendjemand mitgebracht hat. Vielleicht ist er sogar ein Geschenk meines Vaters.

Derartige Dinge findet man zuhauf auf Flohmärkten und in kitschigen Antikläden; sie sind nichts Besonderes. Das rubinrote Innere ist von einer dicken Schicht aus Klarglas umschlossen, die an den Enden in die Länge gezogen wurde, um die Flügelspitzen und den Schwanz des Vogels zu formen, deren Konturen so scharf sind wie am Tag ihrer Entstehung. Der Vogel ist schwer. Wenn ich ihn in meiner Hand halte, muss ich immer daran denken, dass er eine ausgezeichnete Waffe abgeben würde, falls ich jemals in Bedrängnis geraten sollte. Die langen Flügel erinnern an eine Schwalbe, auch wenn sich diese flatterhafte Spezies kaum für einen Job als Briefbeschwerer eignen würde.

Andere Assoziationen oder Erinnerungen, die mit dem Vogel zu tun hätten, habe ich nicht. Alles, was ich sagen kann, ist, dass er meiner Mutter gehörte und jetzt mir. Doch gerade deshalb mag ich ihn so sehr. Mit den meisten Dingen, die meine Mutter hinterließ, war es viel schwieriger.

Den Großteil meines Lebens habe ich mir Sorgen darüber gemacht, was meine Mutter mir vererben könnte. Sie war eine komplizierte und unglückliche Frau, deren Kindheit von Verlusten und Kummer gezeichnet war. Sie heiratete in der Hoffnung, ein neues Leben beginnen zu können, doch ihr erstes Kind, eine Tochter, starb nach nur einem Tag. Als ich zwei Jahre später zur Welt kam, verfiel sie in eine schwere postnatale Depression, die sich nach der Geburt meines Bruders wiederholte. In den folgenden Jahren weigerte ich mich einzuschlafen, und mein Bruder war immer wieder sehr krank. Meine Eltern trennten sich, und meine Mutter hatte einen Zusammenbruch, auch wenn ich nicht weiß, in welcher Reihenfolge sich dies ereignete, was Ursache und was Wirkung war.

Ich war acht Jahre alt und lebte nie wieder mit meiner Mutter zusammen.

Stattdessen sorgten mein Vater und seine zweite Frau, eine Belgierin, von nun an für mich. Dieser neue Haushalt umfasste nicht nur meinen Bruder, sondern auch einen neuen Stiefbruder. Mein Vater hatte entschieden, dass es so für alle am besten war, und unter diesem neuen Regime war es verpönt, jegliches Unglück oder die Vergangenheit auch nur zu erwähnen. Ich musste mir meinen eigenen Reim darauf machen, was ich erlebt hatte.

Das fiel mir nicht allzu schwer, denn meine Mutter und ich sahen uns nur selten. Nach der Scheidung besuchten wir unsere Mutter einige Jahre lang an jedem zweiten Wochenende und in den Ferien; doch dann zog meine Mutter nach East Anglia, und als ich elf war, bekam mein Vater einen Job in Dänemark. Also flogen wir zu Ostern, in den Sommer- und Herbstferien herüber, um sie zu sehen. Als wir drei Jahre später nach England zurückkehrten, hatte sich diese Regelung schon eingebürgert. Ich war ein Teenager und interessierte mich mehr für Freunde und Partys als für meine Eltern, also nahm ich nur noch ein oder zwei Mal im Schuljahr den Zug, um sie zu besuchen.

Unsere Beziehung fand größtenteils in Briefen statt. Ich habe noch immer einen ganzen Stapel davon, doch sie vermitteln mir nur wenig von dem, was meine Mutter dachte und fühlte. Die meisten stammen aus meinen Teenagerjahren, und damals war sie sehr beschäftigt, sie gab einen Englischkurs für vietnamesische Flüchtlingsfrauen und engagierte sich in der Lokalpolitik, während ich über Schulaufführungen und Probeklausuren schrieb. Diese Briefe scheinen nur wenig Nähe zu enthalten, aber für meine Mutter fühlte es sich vermutlich ganz normal an. Seit ihrem siebten Lebensjahr verbrachte sie den größten Teil ihrer Kindheit in einem Internat, sie sah ihre Mutter nur in den Ferien, und das auch nicht immer, und jegliche weitere Kommunikation spielte sich in förmlichen Schreiben ab. Das entsprach ihrer Vorstellung vom Muttersein, und sie gab diese Distanziertheit an mich weiter.

Meine Mutter war mehr ein Rätsel für mich als eine reale Person. Um die Lücke zu füllen, erzählte ich mir selbst

viele und immer andere Geschichten über sie. Wenn ich unglücklich war, dachte ich, bei ihr zu leben, wäre besser gewesen; wenn ich traurig war, hätte sie mich getröstet; doch das war nur in meiner Vorstellung so, nicht in der Realität. Wenn ich mir die Briefe heute anschau, springt mir ins Auge, wie oft sie sich dafür entschuldigt, meinen Geburtstag vergessen zu haben. Die Karte sei schon geschrieben gewesen, dann aber in dem ganzen Durcheinander auf der Ablage in der Diele verlorengegangen, sie habe es vergessen, es täte ihr so leid. Manchmal schreibt sie erst sechs Wochen später. Mein elfter, dreizehnter und vierzehnter Geburtstag sind ihr komplett entfallen. Anderen Menschen würden diese Versäumnisse vermutlich schockierend vorkommen, doch ich kann mich nicht erinnern, darüber verärgert gewesen zu sein; zu dieser Zeit hatte ich mich bereits daran gewöhnt, dass meine Mutter eben so war.

Ich verstand einige ihrer Probleme sogar, als ich noch ein Kind war. Die wichtigste Lektion bestand darin, dass ich unbedingt vermeiden musste, so wie sie zu werden. Langbeinig und elegant, mit großen Augen und von Natur aus leicht misstrauisch, wirkte meine Mutter wie ein Reh, das einen von ferne beäugt. Sie war nicht nur wunderschön; sie war zerbrechlich und auf der Suche nach einem Retter, was sie für Männer noch attraktiver machte. Ihr Leben lehrte mich, dass diese Art von Attraktivität zu Ehe und Kindern und somit in die unausweichliche Katastrophe führt. Es war viel vernünftiger, ein derartiges Risiko gar nicht erst einzugehen. Stattdessen bemühte ich mich, stark und unabhängig und möglichst wenig wie sie zu werden.

Einige Ähnlichkeiten ließen sich jedoch nicht ignorieren. Da mein Vater keinerlei Interesse daran hatte, wie irgendetwas aussah – außer einem Auto –, muss meine Liebe zur Kunst ein Geschenk von ihr sein. Wenn ich nicht aufpasste, sah meine Handschrift ganz genauso aus wie ihre. Und vor allem anderen eint uns die Faszination für Dinge. Als ich erwachsen war, fiel mir auf, dass wir beide Museen, Flohmärkte und Sammlungen lieben; wir arrangierten interessante Objekte auf unseren Regalen, erstanden skurrilen Nippes in Trödeläden und auf Auktionen. Vor allem aber erinnerten wir uns an jedes einzelne Ding, das wir entdeckt hatten, und wussten immer, woher es stammte.

Bei einem meiner Besuche sahen wir uns ein Fertighaus aus den 1940er-Jahren an, das restauriert und möbliert worden war und sich in der Nachbarschaft befand. Ich war diejenige, die Designgeschichte studierte, doch sie konnte jedes einzelne Objekt benennen und datieren. Wir waren ganz offensichtlich verwandt.

Dieser Besuch fand während einer ihrer guten Phasen statt, zu einer Zeit, in der es mir ungefährlich vorkam, unsere Ähnlichkeiten zu akzeptieren. Während solcher Phasen hatte sie immer einen Job, arbeitete ehrenamtlich, und war Mitglied des Gemeinderats in ihrer Heimatstadt Worcester. Sie lachte und interessierte sich dafür, was in meinem Leben vor sich ging.

Als meine Mutter älter wurde, wurden die guten Phasen seltener, und ich stellte eine neue Liste von Dingen auf, die ich nicht von ihr erben wollte. Ganz oben stand die Alkoholabhängigkeit. Die Vorliebe für Whiskey hatte sie vermutlich von ihrem schottischen Vater, dessen Trinkerei damals in den 1940er-Jahren der Grund für die Scheidung ihrer Eltern gewesen sei, wie sie mir erzählte. Auch wollte ich keinesfalls ihre schweren Depressionen bekommen. Und in den letzten Jahren ihres Lebens kamen noch ihre Unordentlichkeit, ihr Hang zum Horten und ihre Verwahrlosung hinzu.

In den letzten zwanzig Jahren ihres Lebens kämpfte meine Mutter gegen das Chaos an, das ihr Haus zu überwältigen drohte. Es gelang ihr nicht, und mit der Zeit verwandelte sich die Unordnung in Horten. Wenn ich zu ihr kam, stand das Geschirr von meinem letzten Besuch noch auf der Küchenablage, unabgewaschen und an derselben Stelle.

Mein Bruder und ich versuchten es mit jeder nur denkbaren Methode, ihr mit dem Haushalt und dem Alkoholproblem zu helfen. Ich nahm sie mit in den Urlaub; mein Bruder lud sie ein, mit nach China zu kommen, wo er arbeitete. Wir besorgten Therapeuten für sie, ermutigten sie, zum Arzt zu gehen, dann versuchten wir es mit härteren Bandagen und weigerten uns, mit ihr zu sprechen, wenn sie betrunken war. Immer wieder fuhren wir hin und putzten ihr Haus. Nichts von alldem zeigte eine Wirkung. Die Unordnung kam zurück, und meine Mutter kaufte mehr Whisky, wild entschlossen, ihr Leben trinkend in einem Haufen aus Zeitungen, Büchern und Gerümpel zu verbringen. Wir konnten sie nicht davon überzeugen, dass sie etwas Besseres verdiente.

Schließlich bekam ich eine Tochter, die ich keinesfalls in ihr Haus bringen wollte. Wir telefonierten miteinander, und gelegentlich kam sie mich besuchen. Einige Zeit später weigerte sie sich, meinen Bruder hereinzulassen. Wir

wussten beide, warum, und in was für einem Zustand das Haus sein musste, doch zu diesem Zeitpunkt war uns auch klar, dass unsere Mutter sich nicht mehr ändern würde.

Nachdem sie gestorben war, wollte ich das ganze Durcheinander um jeden Preis loswerden, aber ich wollte auch herausfinden, wie es überhaupt zustande gekommen war, und dazu musste ich meine Mutter verstehen lernen. Die naheliegende Methode war, ihre Dinge durchzusehen.

Diese Idee war nicht gerade ungewöhnlich. Ich habe mein ganzes Leben in der Gesellschaft physischer Objekte verbracht. Ich betrachte sie, sammle sie zu Hause und schätze sie. Ich habe in Museen gearbeitet und Fernsehbeiträge über Gebäude, Häuser und Dinge gemacht, heute schreibe ich über die Geschichte und die versteckte Bedeutung, die man in ihnen finden kann. Ich denke nicht nur über Dinge nach, sondern lebe auch mit ihnen, und komme nicht zur Ruhe, bevor ich sie passend um mich herum arrangiert habe. Kurz gesagt, sie nehmen viel Platz in meinem Denken ein. In jedem beliebigen Zimmer meines Hauses kann ich die Biografie jedes einzelnen Gegenstands erzählen – woher er stammt, wem er früher gehört hat, wo er in einem anderen Haus stand, und meistens auch, welche Gedanken und Gefühle ich in anderen Phasen meines Lebens mit ihm verbunden habe. Denn häufig werden Dinge auch zu Vehikeln für intensive Emotionen.

Meine Beziehung zu den Dingen beeinträchtigt mich nicht im Geringsten. Für mich ist es so, als hätte ich zufällig einen weiteren Wahrnehmungssinn, wie Synästhesie oder das absolute Gehör. Objekte sprechen zu mir, und ich höre mir gern an, was sie zu sagen haben. Gegen Ende ihres Lebens haben die Dinge die Welt meiner Mutter übernommen. Sie haben ihr Haus erobert, sich gestapelt, angehäuft und überall verteilt, bis sie kaum mehr Platz zum Leben hatte. An einem Ort, der einmal ihr Refugium gewesen war, hatten sie Barrikaden gebildet, die meine Mutter von anderen Menschen trennten, auch von ihren Kindern. Wenn es irgendwo noch eine Spur meiner Mutter geben sollte, nachdem sie gestorben war, dann würde diese sich in dem riesigen, unsortierten Berg von Gerümpel finden, den sie hinterlassen hat.

Wir alle glauben, dass ein Teil eines Menschen seinen Besitztümern innewohnt und dort auch nach seinem Tod verbleibt. Weshalb sonst sollte man Familienerbstücke aufbewahren? Im Fall meiner Mutter ist es besonders naheliegend, weil diese Obsession zuerst von ihr ausging. Sie wusste nur zu gut, dass jeder Gegenstand eine Biografie, eine Persönlichkeit und eine Präsenz hat. Einige ihrer unglücklichsten Gefühle und Erfahrungen sind in den Dingen verkörpert, die sie besaß. Und die schreckliche Verwahrlosung ihres Hauses ist vor allem eine Möglichkeit gewesen, mithilfe der Dinge ihren Gefühlen Ausdruck zu verleihen. Die wahllose Anhäufung von Gerümpel repräsentiert die tiefe Verzweiflung, die meine Mutter ihr ganzes Leben lang verfolgte. Eine der Ironien des Hortens besteht darin, dass die Menschen nur deshalb so ein Durcheinander anrichten, weil ihnen die Dinge in Wahrheit so sehr am Herzen liegen.

Das betrifft nicht nur diejenigen, die horten. Abgesehen von einigen wenigen Asketen, lebt heutzutage jeder Mensch mit Objekten und umgeben von Objekten. In Industrieländern wie England, in denen der Konsum allgegenwärtig ist, besitzen wir mehr als jemals zuvor, und unsere Besitztümer sind ein unausweichlicher Teil unseres Lebens, nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich. Viele Menschen haben Sammlungen; noch mehr von uns haben Familienalben und Andenken aus der Kindheit. Wir verstecken Dinge in Schränken und benutzen sie nie, zahlen teure Mietgebühren für Lagerräume, in denen wir all den Kram unterbringen, der nicht in unsere Häuser passt, und wir glauben fast alle daran, dass es nicht nur richtig, sondern auch wichtig ist, dass die Regierung Museen mit riesigen Magazinen voller unbenutzter Gegenstände unterhält, die niemals weggeworfen werden.

Vor allem aber sind unsere Besitztümer alles andere als seelenlos. Sie haben ihre eigene Magie – sie können uns Kräfte verleihen oder unser Leben verändern. Wir glauben, dass Gegenstände die Essenz einer Persönlichkeit beinhalten oder die Zeit anhalten können. Von frühester Kindheit an können unsere Besitztümer uns dabei helfen, uns sicher zu fühlen, oder als Behältnisse für Emotionen dienen, mit denen wir sonst nicht umgehen können. Unsere Leben sind so mit unseren Besitztümern verwoben, dass diese schließlich zu einem Teil von uns werden.

Wenn ich mich daran wage, zu beschreiben, wie das Haus meiner Mutter zuletzt aussah, wird es auf die meisten Leute dennoch so wirken wie eine Fernsehdokumentation über Messies und ihre Wohnungen: Ein schuldbewusster Voyeurismus kombiniert mit der tief empfundenen Erleichterung, dass das eigene Zuhause im Vergleich dazu sauber und ordentlich ist, und so etwas niemandem passieren kann, den man selbst kennt. Ich bin derartigen Ge-

fühlen gegenüber auch nicht immun; und es ging mir auch darum, zu verstehen, was meine Mutter dazu brachte, sich am Ende ihres Lebens derart über die üblichen Konventionen hinwegzusetzen. Doch je mehr ich mich damit auseinandersetze, wer sie war und was sie tat, desto klarer wird mir, dass meine Mutter gar nicht so anders war als andere Menschen. Der einzige Unterschied war die Intensität, mit der sie zu Werke ging. Wir sitzen alle im selben Boot, jeder Einzelne von uns, und dieses Boot ist bis zum Rand mit Dingen angefüllt.